

Vom Primat der Erfahrung und von den Gezeiten sexueller Verhältnisse – Sophinette Beckers Einsichten in die Zusammenhänge von Sexualität und Geschlecht

Julia König

„In dieser Lage ist es besonders wichtig, dass die ExpertInnen besonders genau sind und nicht einfach feige.“
(Sophinette Becker, 15.12.1950 – 24.10.2019)

On the Primacy of Experience and the Tides of Sexual Relations – Sophinette Becker's Insights into the Connections between Sexuality and Gender

Abstract

Biographical reflections on Sophinette Becker's life provide the starting point for a recapitulation of the most important past, subject, sexual and gender-political fields in which she intervened. During the various stages of her thought development, the personality of a partisan, controversial intellectual and therapist becomes visible, who was not afraid to stand between the fronts – a rare personality profile.

Keywords: Intellectuals, Psychoanalysis, Critical theory, Gender theory, Sex therapy

Zusammenfassung

Biographische Reflexionen zum Leben von Sophinette Becker geben den Ausgangspunkt für eine Rekapitulation der wichtigsten vergangenheits-, fach-, sexual- und geschlechter-politischen Felder, in die sie intervenierte. Entlang der verschiedenen Etappen ihrer Denkentwicklung wird die Persönlichkeit einer parteiergreifenden, streitbaren Intellektuellen und Therapeutin sichtbar, die sich nicht scheute zwischen den Fronten zu stehen – ein seltenes Persönlichkeitsprofil.

Schlüsselwörter: Intellektuelle, Psychoanalyse, Kritische Theorie, Gendertheorie, Sexualtherapie

Wenn ich in einem Satz etwas zu Sophinette Beckers in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichem Lebenswerk sagen sollte, dann vielleicht, dass sie wahrlich niemals feige war und immer besonders genau. Dieser Grundsatz prägt ihre Arbeiten zu Geschlecht, Geschlechtsidentität(en), Feminismus und Sexualität, mit denen sie Debatten prägte und in klinische wie gesellschaftliche Diskurse über HIV/Aids, über Transsexualität, weibliche Perversion, den Mythos der

deutschen Vergangenheitsbewältigung und über Pädosexualität intervenierte, wobei sie die mit letzterer verbundene affektive Hitze in ihrem unseligen Zusammenhang mit der fortschreitenden Infantilisierung des erotischen Ideals analysierte (vgl. z.B. Becker, 1997; 2012b; 2013a, 23; 2017). Die für sie charakteristische Weise, Verpöntes und Unangenehmes schonungslos zu adressieren und empfindlich zu kritisieren, wenn es ihr sachlich geboten schien, stand nie ihrer zugewandten Unvoreingenommenheit gegenüber der Sache selbst im Weg. So eröffnete sie unerwartete Möglichkeitsräume und gab Noch-Nicht-Gedachtem den Rahmen zur Artikulation, was ihren Patient_innen erlaubte, eigene Wege zu gehen und darüber hinaus von Teilnehmer_innen ihrer Seminare, Workshops und Fortbildungen sehr geschätzt und gesucht wurde.

Ihr feines Gespür sowohl für theoretische Unstimmigkeiten und Ausblendungen (zuletzt entfaltet in ihrem hochkarätigen Kommentar zu Griffin Hansburys „männlichem Vaginalen“ in der *Psyche*; vgl. Becker, 2019), für politisch problematische Argumente wie auch für soziale Ungerechtigkeiten blieb immer beweglich – und sie war bereit, sich derselben Sache noch einmal aus einer anderen Perspektive zu widmen. Mit ihrer theoretischen Versiertheit, ihrem reichen Erfahrungsschatz und nicht zuletzt mit ihrem Witz begeisterte sie ihre Leser_innen und Zuhörer_innen – ihr Ruf als unbestechliche Intellektuelle eilte ihr vollkommen zurecht voraus.

Sophinette Becker (*1950) wuchs in Krefßbronn am Bodensee und in Berlin in einer Familie auf, die ohne Zweifel zur intellektuellen Elite gehörte und ein hochfrequenter Begegnungsort kritischer Intellektueller im jungen Nachkriegsdeutschland war. Alexander Kluge war ihr Hauslehrer und Theodor W. Adorno kam in den Sommerferien zum Klavierspielen vorbei, da im Schweizer Ferienhaus der Familie Becker ein so gutes Instrument stand; der jungen Sophinette ist in Erinnerung geblieben, dass er sich einer von ihr gestellten Kinderfrage mit der gleichen Ernsthaftigkeit zuwandte wie denjenigen der Erwachsenen.

Unter fünf Brüdern hatte sie es als einzige Tochter der Kinderbuchautorin Antoinette Becker (geb. Mathis)

und des Bildungspolitikers Hellmut Becker nicht leicht, wandte sich früh Büchern zu und nahm bereits als Siebzehnjährige das Jurastudium in Berlin auf, dem ein Psychologiestudium in Frankfurt folgte.

Dieses diente uneingeschränkt dem Zugang zur Psychoanalyse, deren Institutionalisierung an der Frankfurter Universität in den 1960er Jahren in vollem Gange war: Hier war das Projekt, die von den Nationalsozialisten ins Exil gezwungene Psychoanalyse wieder in Frankfurt und in Deutschland zu etablieren, eng verbunden mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule der ersten Generation und dem Wirken des Psychoanalytikerpaars Margarete Mitscherlich-Nielsen und Alexander Mitscherlich, mit denen Sophinette Becker bereits aus ihrem Elternhaus bekannt war.

Hier wurden, nachdem Max Horkheimer und Alexander Mitscherlich 1956 die international renommierten Freud-Vorlesungen in Frankfurt und Heidelberg initiiert hatten, 1959 zuerst das Sigmund Freud Institut und später das Institut für Psychoanalyse gegründet, das wiederum aus Alexander Mitscherlichs 1966 eingerichteten Lehrstuhl für Psychoanalyse an der philosophischen Fakultät hervorging, und im Zuge der Hochschulreform 1972 mit drei Professuren an den Fachbereich Psychologie wechselte.

Frankfurt wurde so zu einem einzigartigen Ort der institutionalisierten Psychoanalyse in der Bundesrepublik. In diesem Klima schärfte Sophinette Becker ihr theoretisches Profil als dialektisch denkende Analytikerin, die zeitlebens auf der Konflikthaftigkeit des Sozialen – immer auch in seiner fundamentalen Abhängigkeit vom Leib und vom Unbewussten – und auf der grundsätzlich konfliktuösen Verfasstheit des Sexuellen in jeglicher Konstellation bestand.

Im Rahmen ihres politischen Engagements erst beim *Sozialistischen Deutschen Studentenbund* und später im Kontext der Spontibewegung traf sie früh schon auf Weggefährten wie Reimut Reiche und Martin Dannecker, mit denen sie später in ihrer Zeit am Institut für Sexualforschung zusammenarbeiten würde. Nach dem Studium arbeitete Sophinette Becker allerdings zunächst zehn Jahre in der Psychosomatischen Klinik der Universität Heidelberg, schwerpunktmäßig an einem Projekt über den Konsiliardienst in der Universitätshautklinik zur Zeit des rasanten Anstiegs der HIV/Aids-Infektionen.

In ihrer Arbeit mit Aids-Patient_innen setzte Becker sich dafür ein, diese Krankheit und die HIV-Positiven von dem Stigma des ‚Unmoralischen‘ zu befreien und sich vorurteilslos der Krankenversorgung, der Prävention und möglichen Wegen der Heilung zu widmen. Scharf kritisierte sie – stets solidarisch mit den Leidenden – Versuche der (feindseligen oder gut gemeinten) Bevormundung sowie moralisierende oder politisierende Vereinnahmungen.

In den ersten Jahren lag ihr Fokus in der öffentlichen Debatte besonders auf den gesellschaftspolitischen Dimensionen der HIV/Aids-Debatte, die einer rigiden Gesundheitspolitik und auch einer zunehmenden Schwulenfeindlichkeit Vorschub leistete. Auf zahlreichen Diskussionsveranstaltungen und in gut platzierten Beiträgen zum Thema klärte sie auf und appellierte sachlich und mit Nachdruck an die Vernunft sowohl der medizinischen Kolleg_innen wie der Öffentlichkeit, etwa indem sie Fragen nach der Verhältnismäßigkeit von gesundheitspolitischen Präventionsmaßnahmen mit der Rolle der Angst in einen Zusammenhang brachte: Wengleich es richtig sei, dass *etwas* Angst überhaupt erst die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen einsehbar mache, sei beispielsweise aus der Krebsforschung längst bekannt, dass lähmende Angst nur zu „resignativer Angstabwehr bis zur Verleugnung der Gefahr“ (Becker & Clement, 1987, 66) führe. Diesbezügliches Moralisieren mache hingegen nur Schuldgefühle und verhindere keine Infektion.¹

In den folgenden Jahren kritisierte Becker auch die ihrer Beobachtung nach auf den Holzweg führende Tendenz zur Idealisierung der Situation HIV-Positiver durch Betroffenenverbände. Zwar könne sie derartige Erhöhungen als persönliche Verarbeitung einzelner verstehen – sie wolle sie aber unter keinen Umständen als „Richtschnur für das richtige Leben“ (Becker & Gerecke, 1991, 40) verallgemeinert wissen.² Auch hier machte sie sich Sorgen um die Ausblendungen – das körperliche und psychische Leiden an der Diagnose, der Krankheit selbst und an dem Druck, *jetzt erst recht* noch bis zur kompletten Erschöpfung für die richtige Sache kämpfen zu müssen – und bestand auf dem Recht jeder und jedes einzelnen, einen eigenen Umgang mit dieser konkreten Zumutung von Krankheit und Sterben zu finden.

Ein zweites Thema, mit dem sie sich in Heidelberg beschäftigte, waren die Diskussionen zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen deutschen Vergangenheit, auch derjenigen der deutschen psychoanalytischen Vereinigungen (DPV und DPG) im Kolleg_innenkreis von Karen Brecht, Barbara und Rolf Voigt sowie Hans Becker.³ Aus diesem Kreis gingen entscheidende Beiträge zur Frage der Aufarbeitung hervor; das Thema verband Sophinette Becker zudem in einer langjährigen Freundschaft mit der New Yorker Sexual- und NS-Historikerin Dagmar Herzog. In diesem Zusammenhang publizierte sie einen viel beachteten Aufsatz zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus (Becker, 2001).

1988 wurde Sophinette Becker in den Vorstand der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* (DGfS) gewählt und in den Herausgeber_innenkreis der seit 1988 erscheinenden *Zeitschrift für Sexualforschung* eingeladen; 1989 wechselte sie nach Frankfurt ans Institut für Sexualwissenschaft, zu dessen Profil und Standing sie mit ihrer

einschlägigen Expertise und ihren öffentliche Beachtung findenden Aktivitäten fortan beitrug: etwa als Mitglied der Enquête-Kommission „Gefahren von AIDS und wirksame Wege zu ihrer Eindämmung“ 1987–1990 und bald darauf in Diskussionen um notwendige Reformen des Transsexuellengesetzes und diesbezügliche Behandlungsfragen.

In Frankfurt hatte ihre Arbeit mit transsexuellen und transidenten Patient_innen rasch dazu geführt, dass sich Geschlechtsdysphorie und Transsexualität neben der weiblichen Perversion⁴ zu einem ihrer Hauptarbeitsfelder entwickelte, auf dem sie entscheidende Entwicklungen vorantrieb, wie etwa durch die federführende Entwicklung der „Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“ (Becker et al., 1997; Becker, 1998b). Innerhalb des bald um die Transsexualität tosenden politischen Diskurses erwies sie sich ein weiteres Mal als eine Theoretikerin und Therapeutin, die sich mit großer Verve und Genauigkeit für die Rechte ihrer Patient_innen und generell das Anliegen der unter den heteronormativen Verhältnissen Leidenden einsetzte. Dabei bestand sie auf zwei Prämissen: Erstens der Besonderheit jedes Einzelfalls und, damit zusammenhängend, zweitens auf der Notwendigkeit eines behutsamen Verstehens jeweils individueller und besonderer Leidensdynamiken. Mit dieser Position sah sie sich mit ganz unterschiedlichen Angriffen konfrontiert: Auf der einen Seite musste sie sich gegen das auf heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit pochende medizinische und juristische Establishment und Kolleg_innen verteidigen, die einen gescheiterten ‚Umstimmungsversuch‘ in der psychotherapeutischen Begleitung als Voraussetzung für die Übernahme der Kosten für die Transition durch die Krankenkassen interpretierten. Auf der anderen Seite wurde sie von Fürsprecher_innen eines schnellen Zugangs für Menschen mit Transitionswunsch zu geschlechtstransformierenden Maßnahmen angegriffen.⁵

Als scharfe Kritikerin diskursiver Schief lagen und mit ihrer großen Sensibilität für das Leiden der Einzelnen unter den bestehenden (sexuellen) Verhältnissen ließ sie sich allerdings weder voreilig vereinnahmen noch unter Druck setzen. Als kritische Theoretikerin der Frankfurter Schule insistierte sie darauf, im Eingedenken des Vorrangs des Objekts (vgl. Adorno, 2003 [1966], 185) auf dem Primat lebendiger Erfahrung und ihrer sorgfältigen Analyse zu bestehen. Damit wurde sie gerade jenem Anspruch gerecht, den Theodor W. Adorno und Ursula Jaerisch in ihren *Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute* (Adorno & Jaerisch, 2003 [1968]) begründeten: Demnach legitimiere das Unternehmen, Gesellschaft – und damit gesellschaftliche Konflikte und sexuelle Verhältnisse – „aus ihren Phänomenen zu interpolieren“, die „Insistenz auf ungesteuerter subjektiver Erfahrung“ (ebd., 185). Allerdings sei diese, so Adorno und Jaerisch weiter, die „Einsicht in ihre

Unzulänglichkeit und Willkür [...] nicht ideologisch zu mißbrauchen“ (ebd.), und diese Gefahr in ihren unendlichen Gestalten und Aufführungen hat Sophinette Becker nie aus dem Auge verloren und in vielen ihrer Texte und Vorträge vor ihr gewarnt. Dennoch, „ohne das Moment primärer soziologischer Erfahrung bildet sich überhaupt keine Einsicht“ (ebd.), so Adorno und Jaerisch. In eben diesem Sinne setzte Becker immer wieder aufs Neue auf ein Primat der jeweils situationsspezifischen, immer (lebens-)geschichtlichen und subjektiven Erfahrung, die sie analysierte, kontextualisierte und derart theoretisch vermittelte, sodass sie sich in eine Erkenntnis der gegenwärtigen sexuellen Verhältnisse übersetzten.

An unterschiedlicher Stelle hat Becker in den letzten Jahren erwähnt, dass sie sich die konstruktivistischen Übertreibungen, die sie noch im ersten Jahrzehnt des 21. Jh. kritisierte⁶, angesichts der dann folgenden „biologische[n] Wende“⁷ (Becker, 2013b, 151) manchmal fast zurückwünsche. Als wesentlich psychosomatisch denkende Sexualforscherin hielt sie unabhängig von aktuellen Diskurslagen fest, sie sei „nach wie vor überzeugt davon, daß *jede* psychosexuelle Entwicklung, *jede* sexuelle Orientierung und *jede* Geschlechtsidentität konflikthaft ist“ (Becker, 2013a, 9) und warnte entsprechend dieser Prämisse eindringlich vor einer Neuauflage der überwunden geglaubten Unterscheidung von ‚echten‘ und ‚unechten‘ Transsexuellen (Becker, 2004, 178 ff; 2012a, 27; 2013b, 154).

Nach der Abwicklung des Instituts im Jahr 2006 leitete sie die Frankfurter sexualmedizinische Ambulanz noch bis 2011 weiter, bis sich die Frankfurter Universitätsklinik in ihrer grenzenlosen Ignoranz auch dieser letzten Instanz des renommierten und einzigartigen Instituts entledigte – und sich so versagte, von der Prominenz dieser furiosen Sexualwissenschaftlerin noch einmal zu profitieren, als Sophinette Becker in den Jahren darauf in der nächsten sexualpolitischen Debatte zu einer der gefragtesten Expertinnen wurde. Denn durch ihre scharfen und differenzierten Interventionen in die Debatte über pädosexuelle Positionen in der Politik der 1970er Jahre und sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Institutionen trug Sophinette Becker entscheidend dazu bei, die problematischen historischen Konstellationen der Offenheit politischer und wissenschaftlich progressiver Diskurse für pädosexuellen Aktivismus besser zu verstehen – und besser, nämlich genauer und sachlicher, zu kritisieren.

Im Kontext wiederholter Einladungen von Meike Baader und Jan-Henrik Friedrichs, die an einem Projekt zum Verhältnis von sexueller Liberalisierung, liberalisierter Erziehung und der Reflexion der Pädö-Bewegung in erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Diskursen der 1960er und 1990er Jahre arbeiteten, lieferte Sophinette Becker wichtige Einschätzungen historischer und aktueller Diskurse über Pädosexualität/Pädophilie (vgl. z.B. Be-

cker, 2017), und zusammen mit Margret Hauch begann sie, sich mit Konstellationen diesbezüglicher Leerstellen in der Geschichte der Sexualforschung und der DGfS und mit den komplexen Zusammenhängen zwischen sexualisierter Gewalt und Pädophilie zu beschäftigen.

Während die öffentliche Empörung über die Aufdeckungen langjähriger und lange verschwiegener pädosexueller Übergriffe an der reformpädagogischen Vorzeigeeinrichtung der Odenwaldschule, einigen pädagogischen Einrichtungen der katholischen Kirche und der Verwicklung einiger GRÜNER Landesverbände in Diskussionen um eine vermeintliche Emanzipation Pädosexueller hohe Wellen schlug, intervenierte Becker abermals in die öffentliche Debatte über die sexuellen Verhältnisse anhand einiger differenzierender Beiträge – in gewohnter sachlicher Präzision und politischer Schärfe (vgl. z.B. Becker, 2017). Hierbei betonte sie mit gleichermaßen kritischem wie sorgfältigem Blick auf vergangene Kämpfe und auf die Verhandlungen jener Vergangenheit in der Gegenwart, dass die problematischen diskursiven Ausblendungen der 1970er und 1980er Jahre schlicht nicht zu verstehen sind, wenn sie nicht in ihrem jeweiligen sozial- und wissenschaftshistorischen Kontext und in der Eigenlogik ihrer konkreten Rechtfertigungs- oder Verteidigungslinien verstanden werden.

Dies enthebe die problematischen Positionen keinesfalls der Kritik – doch das Verstehen müsse der Kritik vorausgehen, auf diesem systematischen Grundsatz bestand Sophinette Becker auch an dieser Stelle. Inhaltlich kritisierte sie aktuelle Diskurse dafür, zu entkontextualisieren, dabei den zeitgenössischen Diskurs – konkret etwa die temporäre Übernahme der Forderungen von Pädoo-Ideologen durch einige GRÜNE Landesverbände – mit missbräuchlicher Praxis gleichzusetzen, dabei sexuellen Missbrauch auf das Problem Pädosexualität einzuengen und die viel häufigere sexualisierte Gewalt in der Familie auszublenden, außerdem die unsachliche Vermischung von Pädoo- und Homosexualität wieder aufleben zu lassen, sowie generell an einem erneuten Tabuisierungsschub kindlicher Sexualität zu arbeiten, die nunmehr lediglich „als missbrauchte“ thematisiert werde (vgl. Becker 2013, 22; 2017, 317). Nicht zuletzt hielt sie nicht mit ihrer von Dagmar Herzog geteilten Beobachtung hinterm Berg, dass sich gerade im Unterschied zur internationalen Debatte über sexualisierte Gewalt in pädagogischen Institutionen allein im deutschen Diskurs den 68ern und der ‚sexuellen Revolution‘ der 1960er und 1970er Jahre die Schuld zugewiesen wurde.⁸

In seinem Nachruf in der *Psychoanalyse im Widerspruch* hob Hans Becker besonders auf Sophinette Beckers souveränes Selbstbewusstsein und ihr soziales Engagement bei gleichzeitig großer Skepsis gegenüber akademischen Gepflogenheiten und Unterwerfungsritualen sowie generell hierarchischen Prozeduren ab. Dazu stellte er

beobachtend fest, dass Sophinette Becker „zweimal am Erfolg in hierarchischen Institutionen gescheitert“ (H. Becker, 2020, 114) sei. Das erste Mal „an der Universitäts-hautklinik in Heidelberg bei großer Anerkennung durch Patienten und Assistenten und ein weiteres Mal in Frankfurt im Institut für Sexualwissenschaft, das 2006 mit der Emeritierung von Sigmar Sigusch – das neben Hamburg erfolgreichste Institut in Deutschland – aufgelöst wurde“ (ebd.). Ich möchte dieser Beobachtung hinzufügen, dass es mindestens bei der zweiten Episode nicht allein die hierarchische Ordnung der Universität war, die sich als letztlich unüberwindbares Hindernis entpuppte, sondern auch eine ungute Melange an Männerbündeleyen, (männlichen) narzisstischen Eitelkeiten und der Weigerung, vielleicht auch nicht bloß „einer Frau“, sondern dieser so außergewöhnlichen Sexualforscherin die Leitung des Instituts zu übertragen.⁹

Nicht von ungefähr ist Sophinette Becker neben der Redakteurin und Bibliotheksleiterin Agnes Katzenbach die einzige Frau, die wirklich lange am Institut geblieben ist. Angesichts andauernden politischen Unwillens der Frankfurter Universitätsklinik, die international renommierte Sexualmedizinische Ambulanz zu erhalten, traf Sophinette Becker schließlich 2011 die Entscheidung, ihre wissenschaftspolitischen Anliegen und ihre therapeutischen Aktivitäten in eigener Praxis weiter zu betreiben.

Sophinette Becker ist am 24. Oktober 2019 in Frankfurt am Main gestorben. Sie fehlt. Ihre kritischen Interventionen in aktuelle Debatten, die Originalität ihres Denkens, und nicht zuletzt ihr sprühender Witz, ihre analytische Schärfe, ihr ernsthaftes Interesse am Austausch mit anderen Menschen, ihre Wärme und ihre Leidenschaft für das gute Leben hinterlassen eine schmerzliche Lücke und einen bleibenden Mangel.

Sophinette Beckers Werk wird jedoch nicht allein angesichts der brisanten Themen, mit denen sie sich beschäftigte, virulent bleiben, sondern gerade auch aufgrund ihrer so unverwechselbar freien, gründlichen und originellen Herangehensweise an Themen und Irritationen – von diskursiven Machtverhältnissen und institutionellen Hierarchien ebenso wenig beeindruckt wie von theoretischen Pirouetten um ihrer selbst willen oder der Jonglage mit möglichst abstrakten Konzepten.

So motiviert die Erinnerung an diese außerordentlich belebte und versierte Theoretikerin, der das Festklammern an Konzepten jenseits der lebendigen Erfahrung sowie die allzu hastige Übersetzung von Wünschen und Erfahrungen in theoretische Konzepte stets verdächtig schienen, und die sich nicht scheute, dies zu adressieren (ohne dabei jemals rücksichtslos zu sein), mit ihr weiter zu denken.

Endnoten

- 1 Den hier zitierten Artikel verfasste sie gemeinsam mit Ulrich Clement für das *Deutsche Ärzteblatt*, und die darauffolgende Debatte bildet den Stand und auch den Verlauf dieser Diskussion paradigmatisch ab. Aus Leser_innenbriefen und in den in der folgenden Ausgabe des *Ärzteblatts* publizierten Kommentaren schlug Becker und Clement eben das kritisierte moralisierende Unverständnis entgegen. Nichtsdestotrotz aber gelang ihnen zweifellos, an zentraler Stelle Position zu beziehen – und diese zu verteidigen, nicht zuletzt in einem abschließenden Kommentar, in dem sie den Irrsinn und die Unterstellungen ihrer Gegner_innen sachlich und präzise aufspießten.
- 2 So erklärte Becker in einem Interview mit Ralph Gerecke für das Magazin *Aktuell* der Deutschen AIDS-Hilfe, was sie an dieser Erhöhung problematisch fand. Vor dem Hintergrund, dass sich viele Positive erst nach ihrem Testergebnis in den AIDS-Hilfen engagiert hätten, politisch aktiv geworden seien und sich „auch mit vielen anderen Dingen bewusster auseinander[setzen] als früher“, so Ralph Gerecke im Gespräch (Becker & Gerecke 1991, 40), fragte er weiter, ob es etwa auch etwas Positives am Positivsein gäbe, worauf sie entgegnete: „Nein! AIDS als Chance – damit habe ich immer Schwierigkeiten gehabt. Also ich denke, es gibt überhaupt nichts Positives am Positivsein. Es gibt Leute, die machen als persönliche Verarbeitung so etwas daraus. Es kann auch in der einzelnen Biographie einen Wendepunkt bedeuten. Das sehe ich allerdings mehr bei manchen Fixern. [...] Grundsätzlich aber ist und bleibt es beschissen, weil es die Gefahr beinhaltet, sehr krank zu werden.“ (Ebd.) Generell sei es insofern anmaßend, von Positiven zu erwarten, sich in der Aussicht auf ein mögliches Sterben in bessere Menschen zu verwandeln.
- 3 Der Aufsatztitel eines mit Hans Becker geschriebenen Beitrags über die „Legende von der Bewältigung des Unerträglichen“ – eine Auseinandersetzung mit den Gründen und Funktionen der feindseligen öffentlichen Reaktion auf Niklas Franks *Der Vater – Eine Abrechnung* (1987), dessen stark sexualisierte Sprache und nahezu unerträgliche Bilder sie als Versuch des Sohnes verstehen, dem Drossat seines Vaters, dem Generalgouverneur von Polen Hans Frank, zu entkommen – wurde kurz nach ihrem Tod sogar zum Titel eines Songs einer queerfeministischen Riot Punk Band „Point Pleasure“ über Sophinette Becker und ihr Werk.
- 4 Becker erkannte, dass die weiblichen Perversionen in der psychoanalytischen und sexualwissenschaftlichen Literatur deswegen kaum Beachtung fanden und leider immer noch wenig Beachtung finden, weil sie erst einmal nicht als solche wahrgenommen wurden (und werden): weil sie „am falschen Ort gesucht bzw. den männlichen Perversionen der Männer sehr ähneln mussten, um als Perversionen erkannt zu werden“ (Becker, 2003, 157). Dahingegen könne die psychosexuelle Entwicklung der Frau und damit auch die Genese weiblicher Perversionen allein „auf der Basis ihrer eigenständigen weiblichen Körpererfahrung verstanden werden“ (ebd., 156; vgl. auch Becker, 2002). Becker erkannte in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Studien von Estela V. Welldon (1992 [1988]; 2003), deren Konzeptualisierung der weiblichen Perversion Becker im Rahmen einiger einschlägiger Publikationen und Vorträge weiterentwickelte, die systematisch in die Ausbildung von Therapeut_innen aufgenommen werden sollte. Wie ich gerade jüngst in einem Gespräch zu hören bekam, stößt es feministisch gebildeten Ausbildungskandidat_innen an psychoanalytischen Instituten auch heute immer noch auf, wie die Perversion nach wie vor als Männerdomäne vermittelt wird.
- 5 Während letztere in dem Bestehen auf Zeit zum Kennenlernen der Patientin/des Patienten und ihrem oder seinem Leidensdruck vor der Initiierung invasiver Maßnahmen eine „Zwangstherapie“ (Lindemann, 1997, 324) und Einmischung in das Selbstbe-

stimmungsrecht von Transsexuellen befürchteten, sorgte sich Becker eher darum, was alles übergangen wird in einem unmittelbar affirmativen Zugang. Für die Debatte um die „Standards“ (Becker et al., 1997) wurde die *Zeitschrift für Sexualforschung* zu einem viel beachteten Forum. Publiziert wurden hier zunächst die „Standards“ selbst von einer durch Sophinette Becker geleiteten, auf vielfachen, besonders von Operateur_innen geäußerten Wunsch zusammengetretenen Expert_innenkommission unter Beteiligung von Mitgliedern der drei führenden deutschen sexologischen Gesellschaften, der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. Es folgten kritische Beiträge von Stefan Hirschauer (1997), Gesa Lindemann (1997), Waltraud Schiffels (1997), Kurt Seikowski (1997) und der Gruppe Transidentität e.V. (1997), auf die Becker (1998b) in einer gewohnt präzisen Replik antwortete. Darin machte sie den Spagat transparent, auf den sich die Mitglieder der Kommission eingelassen hatten in dem Versuch, „allgemeinverbindliche Rahmenbedingungen zu formulieren, die dennoch den Patienten individuelle und auf Dauer lebbare, d.h. psychisch und sozial stabilisierende Lösungen und den Therapeuten ‚unkonventionelle Lösungen, flexible Reaktionen und couragierte Einzelfallentscheidungen‘ (Hirschauer, 1997, 336) ermöglichen sollen“ (Becker, 1998b, 157). Ohne Differenzen aus der Kommission auszubreiten oder auszuklammern, stellt sie die „Standards“ als das Ergebnis einer diversen Expert_innengruppe dar, die in der Tat den sich zum Ende der 1990er Jahre andeutenden Paradigmenwechsel einer Entkoppelung der (Differential-) Diagnostik der Geschlechtsidentitätsstörungen von den Indikationskriterien für geschlechtsumwandelnde Operationen nicht mitgegangen seien. Dies habe jedoch seinen Hauptgrund darin, dass das „medizinisch-juristische Projekt Transsexualität“ (Becker, 1998b, 157) weder kurz- noch mittelfristig einfach rückgängig zu machen, allerdings amalgamiert sei mit Regularien der Krankenkassen und ihrer Medizinischen Dienste inklusive der Kostenübernahme für die somatischen und psychotherapeutischen Behandlung. Insofern bänden die „Standards“ die Definition von Transsexualität „nach wie vor zu eng an den Wunsch nach somatischen Maßnahmen“ (ebd., 159), wenngleich sie den von Becker an anderer Stelle kritisierten absurden Zirkelschluss an vielen Stellen zu relativieren suchten, nach welchem „transsexuell ist, wer anhaltend und überzeugend geschlechtsumwandelnde Operationen anstrebt – bei Vorliegen einer Transsexualität sind geschlechtsumwandelnde Operationen indiziert“ (Becker, 1998a).

Obwohl dieser Paradigmenwechsel sich in den „Standards“ von 1997 nur als Relativierung des Zirkelschlusses niederschlägt hält Becker dezidiert fest: „Die ‚Standards‘ postulieren keine ‚Zwangsoperation‘ (vgl. Lindemann, 1997). Die Nennung einzelner operativer Maßnahmen als Standard bedeutet, daß sie, wenn sie indiziert werden, von der Krankenkasse finanziert werden müssen – nicht mehr und nicht weniger. Ende der Durchsage.“ (Becker 1998b, 160) Im Gegensatz zu oft wiederholten Positionen gegen eine therapeutische Begleitung des Prozesses bestand Becker hier wie auch später vielmehr auf der Notwendigkeit einer im Sinne der Psychoanalyse abstinenter Haltung bezüglich des Ausgangs der Behandlung und gegenüber dem transsexuellen Wunsch. In diesem Sinne hob sie die in den „Standards“ festgehaltene „Deklaration einer therapeutischen Neutralität gegenüber dem transsexuellen Wunsch“ (ebd., 156) und die damit verbundene „deutliche (durchaus nicht von Anfang an in der Kommission konsensuale) Absage an den therapeutischen ‚Umstimmungsversuch‘“ (ebd.) als klare Errungenschaft hervor (vgl. Becker et al., 1997, 149). Auch später insistierte Becker auf der therapeutischen Abstinenz gegenüber dem transsexuellen Wunsch, deren zentrale Bedeutung für einen individuellen Transitionsprozess hin zu weniger Leiden und mehr Glück sie immer wieder betonte (vgl. z.B. Becker, 2004, 178ff; 2009, 15; 2012, 32).

- 6 Hierbei ging es besonders um den Voluntarismus, die Körperlosigkeit und die Konfliktlosigkeit (de)konstruktivistischer Konzeptionen von Transsexualität, auf deren Schwächen und Übertreibungen Becker (2007) aufmerksam machte.
- 7 Unter diesem Begriff fasst Becker die diskursive Verschiebung im Zuge des Kampfes um die Entpathologisierung der Transsexualität in den letzten beiden Jahrzehnten, die auf Essentialisierungen des transsexuellen Wunsches hinausläuft, der nunmehr im biophysischen So-Sein der Zweigeschlechtlichkeit angesiedelt werde. Diese bereits von Pfäfflin (2008) festgestellte zunehmende Bevorzugung somatischer vor psychosozialen Modellen zur Erklärung von Transsexualität laufe aber problematischerweise auf die Behauptung „einer vorgeburtlich gegebenen, ausschließlich (neuro-)biologischen Ätiologie“ (Becker, 2013b, 153) hinaus.
- 8 Dagmar Herzog (2017) analysiert dies im Zuge der deutschen Sexualgeschichte und darin die Politisierungen der Sexualität im 20. Jh.: zunächst die Politisierung des Sexuellen im Nationalsozialismus, deren schambesetztes Verschweigen in der Nachkriegsgesellschaft, wie dann wiederum der Politisierung in den 1960er Jahren durch die Neue Linke, die sich – durch die Mauer des Schweigens der Elterngeneration missverständlich verdreht – gegen eine vermeintliche Unterdrückung der Sexualität im Nationalsozialismus richtete (vgl. Herzog, 2005).
- 9 Einer Frau, die zudem ohne weiteres und in Windeseile die bislang für unnötig befundene Promotion absolvierte, um die institutionell-hierarchisch geforderte Voraussetzung zur Weiterleitung der Sexualmedizinischen Ambulanz nach der Abwicklung des Instituts zu erfüllen.
- 2002 in *Psychoanalyse im Widerspruch* 27, 61–77).
- Becker, S., 2002. Weibliche Perversion. *Zeitschrift für Sexualforschung* 15 (4), 281–301.
- Becker, S., 2003. Frauen und Perversion. *Psychodynamische Psychotherapie* 2 (3), 155–66.
- Becker, S., 2004. Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung. In: Kockott, G. Fahrner, E.-M. (Hg.), *Sexualstörungen*. Stuttgart, Thieme, 153–201.
- Becker, S., 2007. Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (1), 52–68.
- Becker, S., 2009. Transsexuelle Entwicklungen. *Verlaufsdagnostik, Psychotherapie und Indikation zu somatischen Behandlungen*. *Psychoanalyse im Dialog* 10 (1), 12–18.
- Becker, S., 2012a. Transsexualität – Geschlechtsidentitätsstörung – Geschlechtsdysphorie. *Diagnostik, Psychotherapie und Indikation zur somatischen Behandlung*. *HIV&more* 2, 26–35.
- Becker, S., 2012b. Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *Sexuologie* 19 (3–4), 135–142.
- Becker, S., 2013a. Bisexuelle Omnipotenz als „Leitkultur“? Sexuelle Verhältnisse im gesellschaftlichen Wandel. *Psychoanalyse im Widerspruch* 49 (1), 7–25.
- Becker, S., 2013b. MRT statt TSG. Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 26 (2), 145–159.
- Becker, S., 2017. Aktuelle Diskurse über Pädosexualität/Pädophilie und ihre Leerstellen. In: Baader, M., Jansen, Ch., König, J., Sager, Ch. (Hg.), *Zwischen Tabubruch und Entgrenzung. Kindliche Sexualität nach 1968*, Böhlau, Köln, 313–325.
- Becker, S., 2019. You can always get what you want – Psychoanalyse in neoliberalen Zeiten (Kommentar zu Hansburys „Das männliche Vaginale“). *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse* 73 (8), 585–596.
- Becker, S., Clement, U., 1987. HIV-Infektion und Sexualität. *Deutsches Ärzteblatt* 84 (28/29), 60–66.
- Hansbury, G., 2019. Das männliche Vaginale. Die Arbeit mit der Körperlichkeit queerer Männer an der Transgender-Schwelle. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse* 73 (8), 557–584.
- Hirschauer, S., 1997. Über szientistische Tarnungen medizinischer Zuständigkeitsprobleme. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 332–338.
- Lindemann, G., 1997. Wieviel Ordnung muß sein? *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 324–331.
- Pfäfflin, F., 2008. Transsexuelles Begehren. In: Springer, A., Münch, K., Munz, D. (Hg.), *Sexualitäten*. Gießen, Psychosozial, 311–330.
- Schiffels, W., 1997. Ein wenig Ordnung hilft weiter. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 339–341.
- Seikowski, K., 1997. Keine Patienten im klassischen Sinn. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 351–353.
- Transidentitas e.V., 1997. Mehr Selbstbestimmung für transidentische Männer und Frauen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 10 (4), 342–350.
- Weldon, E.V., 1992. Mutter, Madonna, Hure. Die Verherrlichung und Erniedrigung der Mutter und der Frau. Bonz, Waiblingen. EA 1988.
- Weldon, E.V., 2003. Perversionen der Frau. *Psychosozial*, Gießen.

Literatur

- Adorno, T.W., 2003. Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit. In: Theodor W. Adorno *Gesammelte Schriften*, Bd. 6. Suhrkamp, Frankfurt/M. EA 1966.
- Adorno, T.W., Jaerisch, U., 2003. Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute. In: Theodor W. Adorno *Gesammelte Schriften*, Bd. 8. Suhrkamp, Frankfurt/M., 177–195. EA 1968.
- Becker, H., 2020. Nachruf auf Sophinette Becker, gestorben am 24. Oktober 2019 in Frankfurt. Eine persönliche Würdigung. *Psychoanalyse im Widerspruch* 63 (1), 111–114.
- Becker, S., Gerecke, R., 1991. Es gibt kein richtiges Leben im Falschen. Ein Gespräch mit Sophinette Becker. *Deutsche Aids-Hilfe Aktuell*, Nr. 5, 40–41.
- Becker, S., 1997. Pädophilie zwischen Dämonisierung und Verharmlosung. *Werkblatt – Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik* 38 (1), 5–21.
- Becker, S., 1998a. Psychotherapie bei Transsexualität. In: Strauß, B. (Hg.), *Psychotherapie der Sexualstörungen*. Stuttgart/New York, Thieme, 139–151.
- Becker, S., 1998b. Es gibt kein richtiges Leben im Falschen. Antwort auf die Kritik an den „Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“. *Zeitschrift für Sexualforschung* 11 (2), 155–162.
- Becker, S., 2001. Zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus. *Zeitschrift für Sexualforschung* 14, 130–145. Auch:

Autorin

Jun.Prof. Dr. Julia König, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Mainz, Georg Forster-Gebäude Raum O2449, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz, email: j.koenig@unimainz.de